

Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 10 (1922)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zentralblatt

des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins
Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Erscheint am 20 jedes Monats

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 2; Nichtmitglieder: Fr. 3.50, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag

Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Cts.

Adresse für Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern.

Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Berta Trüssel, Bern; Frl. Dr. Sommer, Ralligen;
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Wien im Dezember 1921 (Schluss). — Aus dem Zentralvorstand. — Aus den Sektionen. —
Aus „Rund um die Erde“. — Die Wahl. — Vom Büchertisch. — Inserate.

Wien im Dezember 1921.

Reise-Plauderei von Dr. Martha Sommer, Ralligen.

(Schluss.)

II.

Von 12 Uhr ab drängt sich das Publikum um das heisse Kanzleiöfchen. Lehrer und Lehrerinnen der Schule kommen mit ihren Anliegen. Ehemalige Schülerinnen, Studenten und Studentinnen, als wertvolle Trabanten und Angestellte des Hilfsdienstes, junge Schriftsteller, sie alle führt ein Zweck her, und wäre es nur der, sich über Mittag zu wärmen, für eine Stunde Heimatrecht zu haben und ein aufmunterndes liebes Wort zu erhaschen.

Ein kleines unscheinbares Persönchen sehe ich regelmässig dort stehen: die Kindergärtnerin der Schule. Sie widmet längst schon jede freie Zeit dem Fürsorgedienst. Sie holt sich im Bureau die Adressen für die Haus- und Kontrollbesuche, für Recherchen aller Art. Sie war es auch, die mich zu einer mir von Bern empfohlenen Pflegefamilie führte. Auf dem Wege dorthin entwickelte sie mir ihre Theorien als überzeugte „Kommunistin“, wie sie sich mit Stolz nannte, voll löblichen leidenschaftlichen Eifers und unklarer Begeisterung. Sie vergass dabei nur, dass sie in ihrem guten Herzen in praxi alles das tat, was ein waschechter Kommunist nicht tun darf: lauter Taten uneigennütziger Liebe, ohne nach der politischen Farbe ihrer Schutzbefohlenen zu fragen.

Im Vorbeigehen guckten wir im 16. Bezirk in ein Volksheim, in den grossen, schönen, amphitheatermässig gebauten Versammlungssaal, an jenem Tag für eine Kinder-Lichtbildervorstellung reserviert, zu Ehren vom Niklaus- oder Krampus-tag. Die netten, frohen, zierlichen Wiener Volkskinder, die uns von den Ferienzügen so vertraut und lieb geworden, drängten sich mit ihren 30 Kronen-Billets in den Händen. Das Haus war hübsch, heimelig, einfach und sehr sauber gehalten. Auch ins Sorgengrau des Direktionszimmers warf der grosse Kindertag

einen Sonnenblick: Mit grossem Gestampf, Gedräng, mit Weinen, Schluchzen, Gekreisch, mit unterdrücktem Kichern und Lachen füllte sich in der 11 Uhr Pause plötzlich die weite Stube. Einen rot und schwarz verkleideten „Krampus“ mit hoher Mütze, Larve, Rute und Kette schob die Schar der Buben und Mädels der untern Schulstufen der Frau Doktor entgegen. „Jesses, Kinder, heut ist ja Krampus, den hab' ich aber ganz vergessen! Nun, so kommt halt morgen und holt euch von eurem Nikolo die Zuckerln“. Sie war von jeher in der Schule der Gegensatz vom roten Krampus, der die bösen Kinder mit der Rute verfolgt, der Nikolo, der gute Geist, der die Braven belohnte.

* * *

In heiterm Geplauder ging am 1. Dezember unsere kleine Gesellschaft zu Tisch. Der Schriftsteller M. stellte uns auf dem Weg durch die Burg mit Galgenhumor die Frage, wie er seine für 4 Tage berechnete Wochenration an Kohlen verteilen solle. Alle waren wir der Meinung: 4 Tage warm haben zum Schreiben, ehrlich warm, und drei Tage ehrlich frieren. Niemand war für „lauwarm“. Der Fragesteller auch nicht. Mit der „paradiesischen“ Wärme war es wohl in Wirklichkeit aber doch nicht so weit her, der armselig Gekleidete stand beinahe jeden Morgen schon zeitig am Öfchen und wärmte seine gelben, blaufleckigen Hände mit Inbrunst.

Am Wege sass, eine Zither vor sich, ein blinder Soldat. Er zirpte mit seinen steifgefrorenen Fingern ab und zu einen Akkord. Einige Schritte weiter, etwas abseits gerückt, lag eine erdfarbene Masse am Boden. Unbeholfen, halb gelähmt, hob sich bald ein Arm, bald der Kopf: Ein Mensch! Und in solchem Zustand, an solcher Bise! — Unüberwindlicher Ekel, peinvolles Mitleiden, aussichtsloser Zorn über jene Menschengruppe, deren Machtrausch so unsagbares Elend über die Menschheit gebracht, liess mich meine Umwelt vergessen, bis eine Bemerkung eines Begleiters mich weckte: „Sieh da, eine Demonstration! Seit anderthalb Jahren, glaub ich, hatten wir keine mehr“.

Durch das Burgtor zur Tramstation hinüberschreitend, sahen wir den ganzen „Ring vom 12. November“, die breiten Rampen zum Parlamentstor hinauf dicht angefüllt von einer riesigen, unbeweglichen Volksmasse. Über dem dumpfen Brausen hoben sich ab und zu hohe, laute Rufe. Eine Teuerungs-demonstration ohne Zweifel. Unruhe zeigte aber niemand von den aufs Tram Wartenden. Die einen lasen ihre Zeitungen, andere redeten als von völliger Berechtigung zum Demonstrieren. Meine Freundin erzählte mir mit unterdrückter, leidenschaftlich zorniger Stimme von den ewigen ungeschickten, schlampigen Vorkehren in der Beschaffung des Nötigen für die Stadt.

Ein stattlicher, ehemaliger Soldat in sehr sauberer und tadellos geflickter Uniform rief aus einer Ecke mit kindlich weinerlicher Stimme: „Ich möchte hinüber“. Niemand achtete seiner. „Ich möchte hinüber!“ Unbeweglich, ängstlich stand er auf dem Trottoirstein. Der Mann war blind. „Man führe mich hinüber“. Nun rief er die Bitte laut hinaus, ungeduldig, dringlich, fast schluchzend. Eine ältere Dame, die eilig vorbei wollte, fasste ihn rasch, wortlos am Arm und schob den zögernd und ängstlich Folgenden energisch über die Tramlinien, dort ihn seinem Schicksal überlassend. Ich sah ihm nach, wie er, eine schwarze Mappe unter den Arm geklemmt, unsicher weiter tappte.

Wie stimmte mich das alles heute so trostlos. Und auch die sonst so anregende, lebendige Konversation an unserer heiter bewegten Tafelrunde zu Hause

schleppte sich gedrückt hin. Der bevorstehende Teuerungs-Winter ohne heitere Weihnachten in Aussicht, lag wohl den nicht reichen, geistig arbeitenden Freunden besonders schwer im Gemüt.

Man sass wie gewohnt nach Tisch im Zimmer der Hausherrin. Die Unterhaltung drehte sich nun lebhaft um das Auftreten des Freundes L., einem der beliebtesten Konzertsänger in Wien, als Opersänger. Er war ein paar Tage vorher plötzlich bei Tisch erschienen mit der Erklärung: „Morgen spiele ich den Rigoletto in der Volksoper“. Grösste Aufregung, Spott, Gelächter, Neckereien. „Waren Sie denn je auf der Bühne?“ „Nein!“ „Haben Sie schon Probe gehabt?“ „Nein!“ „Sie werden doch eine haben?“ „Nein!“ „Haben Sie Ihre Kostüme?“ „Nein!“ „Sind Sie denn verrückt, Helge?“ „Nein!“

Der lange Finnländer lachte. „Es wird alles ganz gut gehen, auch ohne Probe, und Kostüm werde ich auch eins finden“. Und es ging alles wirklich ganz gut. Todesangst standen nur die Freunde unnötigerweise aus. Und heute drehte sich das Interesse um sein zweites Auftreten als „Toreador“ in der Carmen. „Da werde ich nun allerdings proben müssen“, meinte L. Während er nun in der tiefen Sofaecke behaglich mit dem Hauskätzchen spielte, stürzte plötzlich sein Klavierbegleiter M. in höchster Aufregung ins Zimmer, zitternd und kreidebleich: „Sie plündern überall am Ring!“ Alle rannten wir zusammen, die Herren vom Billard nebenan. Eine schwere Angst legte sich ins Zimmer, machte es noch dunkler, grauer. Jedermann schwieg, stand herum, getraute niemandes Auge zu suchen, um nicht Angst darin zu lesen.

In diese peinliche Stille tönte auf einmal Helge L.'s Stimme, hell, gleichmütig, fast heiter:

„So, so — sie plündern — hörst du, Kätzchen, sie plündern“. „Aber auf jetzt, M., es ist höchste Zeit für mich zum Üben“. „Fangen Sie gleich an, bevor ich hinein komme, vor: Auf in den Kampf, To-ree-aa-dor“.

Immer noch zitternd ordnete M. die Partitur auf dem Flügel. Wie erlöst suchte sich jeder einen bequemen Lauscherplatz. Die Hausfrau eilte, die übrigen Einsätze mit ihrer kräftig sichern Stimme zu markieren. Und bald wischte Sorge, Furcht, Gegenwart, alles die prickelnd aufreizende, leidenschaftliche Carmenmusik hinweg. Die Mächtigkeit dieser wunderbaren Tenorstimme schien den grossen Raum noch zu dehnen.

Langsam und stetig glitt die Silhouette des finnländischen Riesen unhörbar über den Teppich durch das melancholische Nachmittagsdüster. Das Kätzchen sass ihm quer und sicher über der breiten Schulter.

Die Meldung des Hausmädchens: „Endlich habe ich ein Auto antreiben können“, brachte uns wieder in die Wirklichkeit zurück. War's möglich, hatten wir uns wirklich vor einer Stunde gefürchtet? wie lächerlich, wie dumm. Wir waren ja so heiter, so angeregt, so froh. Man sumnte sich Carmenmelodien zu, als man sich anzog, jedes seinen Angelegenheiten nachzugehen. Der Hausherr fuhr ins Amt, die Hausfrau, mit mir im Schlepptau, hatte ihren öffentlichen literarischen Donnerstagsvortrag zu halten, und so fuhren wir in dem Auto xter Güte zu Viert weg. Erst der unwillig fahrende Chauffeur, die unheimlich dunklen Strassen, die sehr spärlichen Trams und das mit grossen Umwegen vorsichtige langsame Fahren brachte uns die Geschehnisse wieder ins Gedächtnis, ohne irgend Angstgefühle mehr zu erzeugen. Dank Dir, Frau Musika!

Der Abend brachte uns noch ein einzig schönes Lieder-Konzert von Helge L.: Schumann, Hugo Wolf, Mussorgsky. Trotz der Unruhen war der grosse

Konzertsaal völlig gefüllt. Kein einziges störendes Klatschen zwischen hinein, dagegen ein Beifallssturm zum Schluss, wie ich ihn noch nie erlebt, ein Tumult, ein Zusammendrängen der Leute vom Parterre, von oben, aus den Logen, nach vorn zum Flügel, bis der Sänger in den Kreis unter die Zuhörer trat und noch drei Lieder zugab.

Die Abend- und Morgen-Zeitungen brachten dann die Details über die Zerstörungen; aber auch die halbamtlichen und nicht amtlichen Ansichten über Urheber und Ursachen von Demonstration und Plünderung. Sie waren für die, welche Augen hatten, zu sehen, nur zu begreiflich. Unerhörtes, fast herausfordernd frech entfalteter Luxus vom Wien, das besitzt, und von den valutastarken Fremden, die kaufen und kaufen, und dem Wien, das ehrlich arbeitet und sich plagt, die Preise fürs Nötige und auch für die Dinge von freundlichem, bescheidenem Luxus ins nicht mehr Erschwingliche hinauf jagen. Die ewig mangelnde Kredithülfe von auswärts, das wirtschaftlich fatale Verhältnis zu den ehemaligen „Bruder“-ländern, der Abbau der staatlichen Lebensmittelzuschüsse, das alles verdichtete sich nicht zu einem politischen Protest, sondern zu einer rein menschlichen instinktiven Abwehrbewegung gegen unerträglich gewordene, nackte Existenzverhältnisse.

Meine Freundin und ich benutzten für notwendige Besorgungen am Morgen den Weg durch die am meisten mitgenommenen, eleganten Geschäftsstrassen, die Kärntnerstrasse und den Opernring, im Volksmund immer noch kurzweg Schieberquartier genannt. Schon waren die zerschlagenen Auslagen mit Brettern geschützt.

In den übrigen Geschäften schob die blasse, erschreckte Bedienung uns meist kurzerhand wieder zur Tür hinaus, und fragen wir doch bloss nach buntem Seidenpapier und Spagaterln (schmale Bändchen). „Nichts haben wir, gar nichts, gleich wird geschlossen“.

Ueberall Furcht vor neuer Plünderung.

Wir guckten in die demolierten und geplünderten Riesencafés und Restaurants hinein. Bis vor kurzem hatte sich der Strom der Arbeiter- und Mittelklasse Tag um Tag hier vorbeigeschoben, und hatte Hass, Neid, Gier, Zorn und Verachtung in die Seele gezogen beim Anblick von Behagen und Wärme, von üppiger Eleganz und Nichtstun hinter diesen funkelnden hohen Scheiben. Wie verständlich wird einem da die triebhafte Bewegung einer schwieligen Faust, die ein Eisen schwingen kann: „Hinein damit“!

Und wie verständlich auch das Verlangen der Volksmenge, vom lang zurückgehaltenen Strom jener Gefühle sich in die Grands Hôtels treiben zu lassen, die „Blutsauger“ in ihrer Wohnung zu überraschen, ihre Macht sie fühlen zu lassen auf ihre Art, vor dem englischen Präsidenten der Reparationskommission Sir W. Goode, sich auszuziehen, mit dessen feiner Garderobe sich zu bedienen und die Arbeiterwäsche ihm vor die Füße zu legen. Der Engländer konnte sich am ungewohnten Schauspiel schon amüsieren, er wusste wohl, dass es ihm nicht ans Leben ging und den Garderobeverlust ersetzte ja reichlich der österreichische Geldbeutel!

Die Sprechstunde vom 2. Dezember schloss mit einer friedlich-freundschaftlichen Demonstration: Zehn Abgeordnete der weiblichen Angestellten, ein sanfter Jüngling als Vertreter des männlichen Personals des *Verbandes der Schwarzwaldschen Gemeinschaftsküchen* verlangten im Namen aller eine Teuerungszulage von 10 000 Kronen pro Kopf. Die Sprecherin, eine ältere, rundliche,

gutmütige Frau, in altmodischem Zipfelshawl und braun und blaugestreifter Wollkappe motivierte in wohlgesetzter Rede das Gesuch.

„Wir hätten ja die Sache schriftlich durch die „Organisation“ machen lassen können, aber wir sagten uns, es macht sich doch besser, wenn wir zu Frau Doktor selber gehen und ihr das ordentlich auseinandersetzen.“

„Wisst Ihr, dass Ihr 3 Millionen Kronen auf einmal von mir fordert?“

Ja, das wüssten sie wohl. Und sie wüssten ebenso gut, wie schwer der Verein das Geld aufbringe, weil die Küchen ja auf Gegenseitigkeit gegründet und kein Profit gemacht werde. „Aber Frau Doktor kennt uns und weiss, dass wir uns wehren, ehrlich mit unsern Kindern durchzukommen. Aber nun geht's nicht mehr weiter. Das Brot, die anderthalb Pfund, 360 Kronen, Mehl, Zucker, Reis, über 500 Kronen das Kilo, Kohlen 36 Kronen das Kilo, Holz 26 Kronen. Schuhe, kein Paar unter 10 000—15 000 Kronen. Die Stoffe zu Wäsche, zu allem unerschwinglich, und dazu ein kalter Winter. An Weihnachten darf unsereiner ja nur nicht mehr denken. Die von der „Mitella“ haben die Zulagen auch fordern müssen (die grossen Küchen vom Verband der öffentlichen Beamten), die Organisation verlangt's von uns auch.“

Einen verzweifelten Blick sendet die Freundin zu mir herüber.

Drei Millionen Kronen!

Aufgeregt läuft sie hin und her, ins Bureau, hinaus, wieder zurück. Drei Millionen Kronen, und das vor Weihnachten.

Endlich setzt sie sich, ruhiger geworden, vor den Halbkreis der zehn Kochdamen und den Jüngling:

„Ich will Euch einen Vorschlag machen: Den Sommer hindurch habe ich durch schriftliche Arbeiten im Ausland mir Geld erworben. Es waren 1½ Millionen Kronen. Mit denen wollte ich allen Angestellten von meinen Küchen und Kinderheimen eine Weihnacht bereiten. Ihr seid zusammen etwa 400 Personen. Bereits habe ich noch viel billiger als jetzt für den grössten Teil des Geldes Stoffballen, Kleider, Schuhe, usw. gekauft. Ich wusste wohl, dass Ihr Euch ja keine Weihnacht machen könnt. Jede Küche soll mir nun ein genaues Verzeichnis mit Euren dringend benötigten Sachen, die Ihr aus der Teuerungszulage kaufen würdet, aufschreiben. Ich würde dann aus diesen Vorräten und dem Rest des Geldes Eure Wünsche zu befriedigen suchen. Aber allerdings kommt Ihr dann um Eure Weihnachten, aber beides zu beschaffen, wäre mir eine pure Unmöglichkeit.“

Sie ging hinaus und die Debatte setzte gleich lebhaft ein. Das Für und Wider des Kompromisses wurde erwogen. Der Jüngling erklärte, er glaube kaum, dass die Naturalleistung in dieser Form von der „Organisation“ geduldet würde.

Nun, auf alle Fälle kam man nicht mit leeren Händen zu den andern zurück und so trennte man sich unter der Versicherung gegenseitigen Vertrauens und dem Versprechen, bis spätestens in vier Tagen Antwort zu geben.

Die drei Millionen sind nun das Alpdrücken der Frau Schwarzwald. Sie redete nichts weiter darüber, aber ich wusste, wie sehr ihr diese Sorge am Herzen lag. In einer Nacht rief sie mir, als ich mich in mein von obigen Stoffballen umstelltes Bett hineingeturnt hatte, durch die Türspalte mit glücklichen Augen zu:

„Nun weiss ich einen Ausweg, sie sollen das Geld bekommen, aber ihre Weihnachten erst noch dazu. Darauf habe ich mich nun seit dem Sommer zu sehr gefreut.“

Was ihr zäher, erfinderischer Unternehmungsgeist ausgeheckt, hat sie mir nicht mehr verraten. Ich fuhr bald nachher weg.

* * *

Die mutige Tat, zu Beginn der Teuerung im Jahre 1916 an die Errichtung von **Gemeinschaftsküchen** zu gehen, nach Art der ihr aus der Studienzeit erstmals bekannten zürcherischen alkoholfreien Restaurants der Frau Orelli, brachte Frau Schwarzwald, wie das immer so ist, Ablehnung. Spott, Misstrauen, dann Gewährung und schliesslich Anerkennung und Nachahmung. Die „Tabakspfeife“, ein altbekanntes Restaurant an der Jasomirgottstrasse in der innern Stadt, wurde von ihr gemietet und dem veränderten Zwecke dienstbar gemacht.

„Hätte ich das alkoholfreie Schwarzwald-Speisehaus nicht gefunden, ich hätte in jener Zeit mit Tausenden von andern alleinstehenden Leuten, elendiglich verhungern müssen“, versicherte mich im Jahre 1918 der in Wien sich durchkämpfende Schweizermaler J., jetzt Professor an der Kunstschule in Weimar. Bald stellte sich die Notwendigkeit nach weiteren Gründungen ein. Heute sind es 10 Küchen mit einer durchschnittlichen, täglichen Mittagsfrequenz von 14—15,000 Personen. Ein Verband bildete sich; die Stadt gibt verbilligte Lebensmittel ab, ein Direktor leitet vom Zentralbureau in der Turngasse 5, Bezirk IX, den technisch kaufmännischen Betrieb. Einen Vormittag widmete ich dem Rechnungs- und Berechnungswesen, freundlichst unterstützt durch den Direktor L., einem langjährigen Hoteldirektor von Glion und Caux.

Wer speisen will, meldet sich als Mitglied persönlich an entweder bei Herrn L. oder in der Sprechstunde, bekommt seine Monatskarten und zahlt bar an der Kasse der Küche, für die er sich eingeschrieben hat. Damals waren die Preise pro Mittagsmahlzeit 45, 65 Kr. (ohne Fleisch), 100 Kr. mit Fleisch; alle Menus haben ihre „Mehlspeise“, den bekannten Wiener Nachtmisch. Bis zur neuen Teuerungswelle hatten diese Preise die Bruttoausgaben gedeckt (Miete, Angestellten-Unterhalt, Heizung, Nahrung usw.). Aber mit dem ersten Teuerungstag musste auch der Essenspreis gesteigert werden, eine schwere Sorge für den leitenden Ausschuss: was soll aus der Schar derer werden, die nun das Geld für den untern erhöhten Preis nicht mehr zahlen können? Sie fallen der Suppenspeisung anheim. Sie stehen mit ihren Töpfen und Schüsselchen draussen vor so einem Lokal, das ihnen keinen freundlichen Aufenthalt mehr gewährt, wie die Küchen. So verstand ich meine Freundin mit ihrem brennenden, sie Tag und Nacht quälenden Verlangen nach Hilfe für diese Hungernden; dass sie immer darauf aus ist, so viel wie möglich Freikarten, oder wie sie schreibt, „Gastkarten“ für sie zu verschaffen. Wer einen gewissen auch noch so kleinen Betrag ihr zu diesem Zwecke einschickt, bekommt als Quittung beispielsweise folgende gedruckte Karte: „Herr oder Frau A. in Bern bittet Herrn oder Frau B. in Wien, in der Gemeinschaftsküche zum „Zürcherhof“ für den Monat Dezember ihr Gast zu sein.“

Wie viel gütiger, wie viel verbindlich anmutiger und wie viel persönlicher das klingt. Unwillkürlich denkt man: „Wie sieht wohl der arme Wiener aus?“ Und dieser denkt gerührt des freundlichen, unbekannten Gebers, der ihn vor dem Verhungern für eine Weile schützt.

Ich speiste gern in den saubern, freundlichen und gut gewärmten Räumen. Immer war das Essen tadellos und zierlich serviert. Wohltätig war die völlige Abwesenheit jenes so oft peinvollen Mischgeruchs der gewöhnlichen Restaurants von Alkohol und Tabak zusammen.

Vorgebrachte Klagen der Gäste werden von der für alle Küchen angestellten Frau Inspektorin aufs genaueste geprüft, ebenso von Frau Schwarzwald. Sie setzt ihre Ehre ein, dass ihre ersten Schöpfungen, die so viel Nachahmungen in Wien fanden, auch punkto Leistungen die ersten bleiben.

So machten wir eines Sonntagmorgens durch mehrere der Küchen einen Inspektionsgang. Ueber Zusammensetzung des Speisezettels im „Akazienhof“ im IX. Bezirk waren Klagen eingegangen. Die Leiterin des grossen Betriebes, ein reizendes blondes Mädchen von 21 Jahren, hielt die Klagen für ungerecht. Aber Frau Schwarzwald setzte sich an den grossen Tisch im kalten Vorratsraum, durchging die Speisefolgen der letzten 14 Tage und brachte das junge, bitterlich weinende Ding endlich dazu, zu gestehen, dass die Klagenden recht hatten.

„Siehst du hier, mein Kind“ — Frau Schwarzwald duzt alle ihre ehemaligen Schülerinnen, die mit ihr arbeiten, bis zum vierzigsten Jahr hinauf — „fast täglich die schwerverdaulichen Germspeisen (Hefebackwerk). Denk doch, für wen Du kochen lassen musst: so viele ältere Leute mit schwachem Magen, mit schlechten Zähnen. Sie gehen mit unfrohem Gefühl und Druck im Magen weg, sie denken nicht mehr freundlich an unser Werk. Wir müssen nie nachlässig und gleichgültig im Denken für andere werden. Wo wir arbeiten, überall müssen wir unsere Kräfte bis an die Grenze anstrengen, dann nur entwickeln wir sie, dann nur werden wir immer geschickter, immer wertvoller, immer glücklicher.

„Aber Frau Doktor, ich habe doch —“ schluchzt die Kleine. „Nein, mein Kind, ich sehe, Du hast Dich im Denken gehen lassen. Ich weiss genau, dass Du die Stelle versehen kannst, so jung Du auch bist. Darum habe ich Dich hierher gestellt. Und Du wirst eine ganz tüchtige Leiterin, wenn Du Dich alle Tage bewusst anstrengst. Weissst Du in etwas keinen Rat, weisst du immer, wo Du ihn holen kannst. Bilde Dir nicht ein, schon alles zu können, nur dumme und innerlich unbescheidene Dinger verschmähen den Rat. So, und nun komm, wir stellen schnell eine neue Speisefolge zusammen und dann ist ja wieder alles gut.“

Und im Nu war das geschehen, der übliche Versöhnungskuss, freundliche Worte und die Kleine lächelte schon wieder beglückt unter ihren Tränen.

Im Hinausgehen wies sie noch im Warteraum zwei Dinger von zirka 15 und 16 Jahren zurecht, die auffallend sich benahmen, herausfordernd rauchten.

„Ob wir's wohl noch erleben, dass die Frauen die blöde Raucherei aufgeben?“ Sie teilte mit mir von jeher die Abneigung gegen diese ebenso dumme wie sinnlose Nachäfferei einer schlechten Männergewohnheit.

Von Anbeginn ihrer sozialen Kriegstätigkeit war das Augenmerk von Frau Schwarzwald der **Kinderfürsorge** zugewandt. Sie half den ersten Kinderzug nach Einsiedeln organisieren, sie war die Haupttriebfeder zur Bildung der grossen Organisation: „Wiener Kinder aufs Land.“ „Wir können für weniger Geld mehr Kinder bei uns auf dem Land erhalten, als mit dem teuren Verschicken ins Ausland“, betonte sie oft, obwohl sie den grossen Wert des Aufenthaltes im Ausland nur zu sehr dankbaren Herzens schätzte. Sie ruhte nie, eine grosse Zahl Güter, Villen, Meierhöfe, Berghäuser von den Besitzern zur Benutzung zu erbitten. Sogar eine Kaiservilla in Ischl musste herhalten. Und so gelangten Tausende von Kindern zu einer nährenden Erholung. Gegenwärtig hat sie nur ein kleines Kinderheim mit Winterbetrieb für zirka 30 Kinder in „Küb“ beim Harthof, etwa zwei Eisenbahnstunden entfernt, an der Südbahn gelegen. Leider war die

Zeit zu kurz und auch das Wetter zu schlecht, um persönlich das Heim in Augenschein zu nehmen. Die jugendliche Leiterin und Pflegerin der Kinder, auch eine Schwarzwaldschülerin, traf ich in der Kanzlei. Sie kommt regelmässig hin, der sozialen Sekretärin Rechnung abzulegen, Räte zu holen, Kinder zu bringen und andere mit hinaus zu nehmen. Sie machte mir einen ungemein sympathischen, klugen, trotz ihrer Jugend energischen Eindruck. Sie soll, nach meiner Freundin Urteil, das Heim mustergültig und ausserordentlich sparsam, d. h. wirtschaftlich richtig, führen.

Wenn aber Frau Schwarzwald von ihrem „Haus an der Sonne“ spricht, dann strahlt ihr Auge in ganz besonderem Glanz und in gütiger Freude. Nimmer wird sie da müde, das mühselige Zusammensuchen der Betriebskosten für ihr „Sorgenkind“ auf sich zu nehmen. Es ist das Heim für 80—90 Lehrmädchen, die hier alles haben, was ein freundliches Elternhaus sonst bietet.

Als im November 1918 die Revolution ausgebrochen, die Hungersnot gross war und alles in Wien drunter und drüber ging, sah sie wie andere mit Schrecken, in welch verwahrlosten Zustand die Kinder des Volkes gerieten. Die Mädchen von 14 Jahren an trieben Tag und Nacht wie herrenlose Tierchen sich in den Strassen herum, wurden zum Teil von ihren Eltern dem Laster verkauft, und so verlangte sie kurz entschlossen von der Behörde die Übergabe eines Hauses, ein Schutzheim zu schaffen. Sie requirierte ein sogenanntes „Stundenhotel“, ein verkapptes Bordell, räumte den Lasterluxus aus und räumte die bescheidensten ärmlichsten Sachen in den sehr hübschen, grossen, dreistöckigen Bau ein. Kopfschütteln und Entsetzen, ein Mädchenheim in ein so berüchtigtes Quartier zu verpflanzen. Aber das Heim säuberte umgekehrt bald das Quartier. Und eine Leiterin fand sich auch gleich: eine ihrer ersten Schülerinnen vor 25 Jahren bot sich ihr zur Mithilfe freiwillig an. Frau Prof. B. fährt nun seit dem Bestehen Tag für Tag morgens hin und kehrt abends in ihre Familie zurück, besorgt das Rechnungswesen, leitet den ganzen Betrieb, überwacht die Lehren der Mädchen und schreitet ein, wo Gefahr für das Kind droht, sittliche oder körperliche. Die kinderlose Frau hat nun reichlichen Ersatz für das fehlende eigene Mutterglück gefunden.

An einem Sonntagmorgen fuhren wir ins „Haus an der Sonne“. Frohes Kinderhuschen, treppauf und -ab, zutrauliches Grüssen, höfliches, anmutiges und ungezwungenes Gebaren beim Begegnen auf den Gängen, den Zimmern und im hübschen Unterhaltungssaal. Die hellen, kahlen Schlafzimmerchen zeigten als einzigen Schmuck zierliche Vorhängli von weissem Krepp-Papier und farbigen Schleifchen geziert, von den Kindern selbst hergestellt. Eiserne primitive Bettchen, aber peinlich ordentlich gehalten.

Die Kinder tragen baumwollene dunkle Röckchen und wärschafte, wenig gebleichte Leinwandschürzen als Anstaltskleider, als einfacher Schmuck ein weisses Tuch als Häubchen. Zehn der Mädchen lernen in zweijährigem Dienst im Haus selber die berufliche Haushaltungsführung. Sie sind die Lehrmädchen und Gehilfinnen der Haushälterin, der Köchin. Es war eine Freude, in der Küche im Souterrain den Mädchen zuzusehen, wie sie so flink und zierlich hantierten, die beliebten Vanille-Kipferln als Sonntags-Mehlspeise formten, in den Backofen schoben und sich so unendlich wichtig fühlten!

Im Saal sassen zwei am Klavier und tippten vierhändig einen Weihnachtschoral. Auf die Frage, was sich die Kinder zu Weihnachten wünschten, hatten alle Klavierstunden! gewünscht. Bezeichnend für Wiener Volkskinder. — Gleich

haben sich bei Bekanntgabe dieses Wunsches einige ältere Schülerinnen aus der Schwarzwaldschule zum Unterricht nach Neujahr angeboten.

Eine Gruppe, von der Haushälterin stolz und strahlend die „Menuettgruppe“ genannt, hatte eben fertig geprobt in ihren weiss und rosa selbst fabrizierten, ganz allerliebsten Papierkostümchen.

Ein jugendlicher Photograph nahm sehr umständlich und wichtig Bilder davon auf. Ein Frisierlehrmädchen hatte die zierlichsten Coiffuren an den Köpfen ihrer Freundinnen geübt.

Zum Abschied sangen mir die Mädchen mein Lieblingslied: „Grünet die Hoffnung, bald hab ich gewonnen.“ Unter der Haustüre eine Frage der Haushälterin:

„Wäre eine Zentrifuge der Frau Doktor nicht möglich? Wir könnten so alle miteinander jede Woche Wäsche wechseln und das wär' doch so schön.“

„Was kostet die Maschine?“

„Ja, so 200,000 Kronen“, war die ängstliche, kleinlaute Antwort.

„Ganz unmöglich, meine Liebe, ich weiss nicht einmal, wie ich die bescheidensten Weihnachten den Kindern ausrichten kann. Wir müssen halt aufs neue Jahr rechnen.“

Die gute Frau hatte Tränen im Auge. Sie hatte so auf ihre Zentrifuge gehofft.

Es tat uns beiden wieder einmal bitter leid, nicht reich zu sein. Wie hätten wir dies „Haus an der Sonne“ noch sonniger gemacht!

* * *

Eines Tages, kurz vor meiner Abreise, kam der Schriftsteller M., auch einer der Trabanten der Sprechstunde, und erzählte, er hätte sich für einen verarmten Greis bei einer öffentlichen Stelle um Unterstützung verwenden sollen und habe dort die lakonische Antwort bekommen:

„Für Greise über 70 Jahre können wir nichts mehr tun.“ Wir waren tief erschüttert. Also ist es deren Pflicht und Schuldigkeit, Hungers zu sterben von jetzt ab.

Mit ihren kurzen, energischen Schritten rannte Frau Schwarzwald erregt ein paar Mal das Zimmer auf und ab; dann rief sie in heftigster Leidenschaft uns entgegen: „Nie und nimmer darf das sein. Eine Schande für uns Junge, wenn wir das dulden am hilflosen Alter. Ich muss auf einen Ausweg sinnen, wir müssen handeln und rasch uns zusammentun.“

Und wieder rannte sie auf und ab, rannte ins Bureau und kam wieder:

„Jetzt hab' ich's. Wir machen vom 25. Dezember bis 2. Januar eine grossartige Aktion. Und zwar soll die Wiener Jugend sich anstrengen. Wir machen eine *Trostwoche der Wiener Jugend für die Wiener Greise*. So soll sie heissen, die Hilfsbewegung.“

Allgemeine erlösende und erfrischende Begeisterung. Wer gerade in die Kanzlei trat, wurde herbeigerufen, die Idee erklärt, Ansichten getauscht, und es verging keine Stunde, so war unter der anfeuernden, von Ideen sprudelnden suggestiven Kraft der Leiterin die Art des Vorgehens im Groben festgelegt.

Ein förmlicher Taumel der Freude ergriff die jungen Leute. Man verteilte die Rollen, schrieb eiligst die Leute auf, die man speziell für seinen Rayon zu brauchen gedachte. Das Telephon setzte wieder jagend ein. Auf den spätern Abend wollte man ein grösseres Initiativkomitee mit Bekannten und Freunden im Festsaal der Schule versammeln.

Zu Hause ging's im gleichen Tempo weiter. Samstag nachmittags und den ganzen Sonntag schrieb und diktierte Frau Schwarzwald Briefe an Behörden, Korporationen, an die Presse, liess nach wichtigen Unterredungen telefonieren. Die zwei Sekretärinnen hatten eine böse Zeit. Aber die „Trostwoche“ nahm feste Form an. Alle Schulklassen in der Stadt taten sich zusammen zur Hilfe. Jede ersann wieder eine besondere Attraktion, etwas besonders Originelles, das Geld einbrachte. Lehrlings-Angestelltenverbände, alle hielten sie ihre Mitglieder zu einer Überstunde Arbeit an, deren Erlös der „Trostwoche“ zufloss. Die Prinzipale mussten grössere Beträge zeichnen. Kurz, wer nur etwas zu leisten imstande war, wurde angespannt.

„Unsere Greise sollen von uns nicht verlassen sein, das müssen sie fühlen“, tönte es aus allen Veranstaltungen heraus. Vor Weihnachten musste ich Wien verlassen. Aber zu Anfang Februar schrieb meine Freundin:

„Wir haben auf den 1. Februar 30 Millionen Kronen an die Verbände, die sich mit der Greisenfürsorge in Wien beschäftigen, abgeben können. Und noch schaufeln unsere Kinder in der freien Zeit Schnee für die Greise. Wie rührt mich das!“

* * *

Es gibt ein altes Chirurgen-Rezept:

„Willst Du einen Eiterschaden heilen, so schneide
cito — celer — et jucunde
d. h. schneide bald — schnell und fröhlich!“

Dieses halbvergessene Sprüchlein aus der Klinikzeit kam mir wieder in den Sinn, als ich, auf der Heimreise, meine Erlebnisse noch einmal durchgehend, über Tempo und Art des Arbeitens in der sozialen „Heilwerkstatt“ von Frau Schwarzwald nachdachte.

Bald, schnell und fröhlich — ja, so brachte man dort Hilfe, manchmal, wenn auch unblutig, doch nicht immer schmerzlos, dank der notwendigen Energie. Und es war mir Freude und Genugtuung zu wissen, schon im Gedanken an die vielen nachgeschaffenen Hilfswerke anderer Verbände, dass der oft geäusserte Vorwurf, die Wiener in ihrer Organisations-, -Rat- und Sorglosigkeit überliessen das cito — celer — et jucunde — Helfen gern dem Ausland, doch nicht so ganz gerechtfertigt ist.

Aus dem Zentralvorstand.

1. Auf den 30. April muss die Jahresrechnung abgeschlossen sein und heute haben 48 *Sektionen* ihren **Jahresbeitrag** noch nicht eingesandt. Wir möchten unsere Sektionspräsidentinnen dringend ersuchen, ihre Kassierinnen zu mahnen, so bald als möglich den Beitrag zu senden, um Frl. Kistler ihr Amt zu erleichtern.

2. Als **neue Sektionen** sind unserm Verein beigetreten der Frauenverein **Weesen**, Präsidentin Frau Jenny, und der Frauenverein **Därstetten** im Simmental, Präsidentin Fr. Kehlstadt. Der Zentralvorstand heisst diese beiden Sektionen herzlich willkommen und freut sich, dass immer mehr Vereine das Bedürfnis fühlen, sich unserm grossen Verein anzuschliessen, um dadurch Anregungen zu geben und zu empfangen.

3. Die Sektion **Montreux** hat Fr. 10 für die **Wiedereinbürgerung** geschickt, die wir herzlich verdanken. Laut Bundesbeschluss vom 13. März sollen von jetzt

an alle ehemaligen Schweizerbürgerinnen, über deren Lebensführung nichts Nachteiliges gesagt werden kann, wieder eingebürgert werden. Der Bund übernimmt die Hälfte der den Gemeinden daraus erwachsenden Kosten.

4. Aus Gesundheitsrücksichten ist Frau **Thut-Moser**, Lenzburg, aus der Gartenbauschul-Kommission und derjenigen der schweizerischen Haushaltungsschule in Lenzburg ausgetreten. Der Vorstand hat in seiner Sitzung vom 11. März mit Bedauern diese Demission entgegengenommen. Frau Thut hat als ehemalige Vorsteherin der Gartenbauschule und langjährige Sekretärin der Kommission der Gartenbauschule wertvolle Dienste geleistet, die wir hiermit herzlich verdanken. Ihr Austritt aus der Haushaltungskommission ist für den Verein ebenfalls ein Verlust, da ihre Ratschläge als ehemalige Haushaltungslehrerin von grossem Wert waren. Möge ihr Gesundheitszustand sich bald wieder so kräftigen, dass sie ihre freie Zeit wieder der Gemeinnützigkeit zuwenden kann.

Leider ist eine andere tüchtige und wertvolle Kraft auch aus der Gartenbauschulkommission ausgetreten, Frl. **Bertha Moser** aus Herzogenbuchsee, die als tüchtige Landwirtin zurzeit der Not stellvertretend die Leitung der Schule übernommen hatte, als tüchtige Kennerin aller Gartenarbeiten ist uns ihr Verlust doppelt schmerzlich. Wir verdanken ihr von Herzen ihre uns geleisteten Dienste. Da die sogenannte grosse Kommission mit den Jahren zusammengeschmolzen ist, tritt Frau Höfliger-Fornaro in die eigentliche Schulkommission über und wird dort den Zentralvorstand vertreten. An Stelle von Frau Thut wurde für die Haushaltungsschule einstimmig Frau Ida Roth, Lenzburg, gewählt.

Gerade vor Abgang des Berichtes telephonierte man von Lenzburg, dass unser hochverehrtes Ehrenmitglied des Zentralvorstandes, Frau **Schwarz-Bertschinger in Lenzburg** gestorben sei. Die Nachricht war um so überraschender, weil sie sich noch selbst entschuldigt hatte, dass das schlechte Wetter sie verhindere, am 11. zur Sitzung nach Zürich zu kommen. Mit Frau Schwarz verliert der Verein eines seiner ältesten und tüchtigsten Mitglieder. Mit Frau Villiger hat sie als Sekretärin in jahrelanger, treuer Arbeit dem Verein gedient und mitgeholfen, ihn zu dem zu machen, was er heute ist. Die Berufsbildung war eines ihrer edelsten Ziele, und voll Begeisterung half sie Frau Villiger und Frau Coradi die Gartenbauschule für Mädchen in Niederlenz gründen und war bis 1919 die nimmermüde Präsidentin. Nie ist ihr Interesse für die Schule erlahmt; sie wohnte allen Sitzungen bei und fehlte trotz schlechten Wetters auch am Examen am 5. März nicht. Eine der besten ist von uns geschieden. Mögen die jungen Mitglieder in ihr stets ein schönes Vorbild und ein nachahmungswürdiges Beispiel echter Menschenliebe sehen. Wir Alten werden ihrer stets in Dankbarkeit und Verehrung gedenken.

Im Namen des Zentralvorstandes,
Die Präsidentin: **Berta Trüssel.**

Aus den Sektionen.

Lausanne. Si depuis longtemps nous n'avons rien communiqué dans le „Zentralblatt“, c'est que notre toute petite section vaudoise n'a pas grande chose à dire. Elle s'occupe avec l'Union des femmes dont elle est la „fille“ de quantité de questions intéressant les femmes et les enfants.

Elle s'occupe spécialement: des récompenses aux domestiques, des Oisillons (qui ont un comité particulier) et de l'Ecole ménagère de Chailly.

En 1921 les récompenses suivantes ont été délivrées: 13 diplômes, 14 brochures, 1 montre; à l'avenir elle se chargera des récompenses pour hommes, la société qui les donnait s'étant dissoute.

L'année 1921 a été très heureuse aux „Oisillons“ sous tous les rapports. L'état sanitaire a été excellent, aucune épidémie, des résultats très satisfaisants et même exceptionnels dans le traitement antituberculeux, ceci grâce au très beau temps et à l'expérience de notre personnel si dévoué et capable. Une importante amélioration: nous avons construit une annexe, ce qui nous permet de donner une chambre particulière et confortable à chaque membre du personnel et d'avoir une salle d'isolement et d'infirmière pour les cas douteux. Dès 1922 nous avons dû élever notre prix de pension à 2 fr. par jour, ce qui donne à l'œuvre 1 fr. 50 à trouver par journée de malade qui revient environ à 3 fr. 50.

Nous vouons toute notre attention à l'Ecole ménagère qui, comme d'autres institutions de ce genre a subi un temps de crise pour des causes diverses; cela n'a pas duré et elle a repris une marche normale. Directrice et maîtresses vouent tous leurs soins à leur tâche et nous osons espérer que le résultat obtenu répondra à leurs efforts.

Notre nouveau cours de 5 mois commencera le 1^{er} mai; les jeunes filles sont admises dès 16 ans. Tous renseignements et prospectus peuvent être demandés à la „Direction de l'Ecole“ à Chailly s. Lausanne. M. R.

Bern. Zum dreissigsten Male schliesst sich ein Jahresring um den kräftigen Berner Zweig des mächtigen Baumes der Frauenarbeit, des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins, der mit seinen Ästen alle Gaue unseres Schweizerlandes umschliesst. *Die Sektion Bern hat ihr 30. Lebens- und Arbeitsjahr zurückgelegt* und mit ihr auch ihre erste Gründung, die *Haushaltungsschule Bern*. Die Schule verdankt ihr Entstehen im Jahre 1891 der Initiative einiger weitblickender, tatkräftiger Frauen, die den ersten Vorstand unserer Sektion bildeten:

Frau Lüthy-Brupbacher,	Frau Müller-Vogt,
Frau Oberst Keller,	Frau Oberst Krebs,
Frau Pfarrer Studer,	Frau Studer-Leuzinger,
Frau v. Steiger-v. Fischer,	Frl. Küffer und
Frl. Trabold.	

Nur noch wenige dieser tapfern Schar können sich heute mit uns an ihrer zu schöner Blüte entfalteten Schöpfung freuen, doch bleiben die Namen aller unlösbar mit den Werken unserer Sektion verbunden, für die sie die erste schwere Pionierarbeit leisteten.

Nur mühsam, Schritt für Schritt erkämpfend, rang sich die Schule durch ihre ersten Lebensjahre, und ihr Lebensflämmchen war nahe am Erlöschen, als 1897 der Länggass-Leist den Beschluss fasste, eine Haushaltungsschule zu eröffnen und das neu zu gründende Unternehmen auf die Erfahrungen des schon bestehenden aufzubauen. Da die Mitglieder des ersten Vorstandes demissioniert hatten, musste ein neuer Vorstand bestellt werden, dem folgende Frauen angehörten:

Frau Oberst Keller,	Frau Bigler-Seitz,
Frl. Berta Trüssel,	Frau Prof. Langhans,
Frau Brunner-Stettler,	Frl. M. Rösch.

Im begeisterten Zusammenarbeiten von Frau Oberst Keller und Frl. Berta Trüssel formte sich nicht nur die Schule zu ihrer heutigen Gestalt, es wurde auch als absolute Notwendigkeit das Haushaltungslehrerinnen-Seminar ins Leben

gerufen, als erste theoretisch-praktische Ausbildungsmöglichkeit für Haushaltungslehrerinnen in der Schweiz. Die finanziellen Mittel zur Einrichtung und zum Betriebe des Seminars wurden aufgebracht mit Veranstaltungen verschiedenster Art durch Private und durch das Stadttheater, und die Lehrer, die damals am Seminar den Unterricht übernahmen, verzichteten in der ersten, schwersten Zeit in hochherziger Weise auf ihr Honorar. So steuerten die tapferen Führerinnen Schule und Seminar in ein ruhigeres Fahrwasser, und der Vorstand konnte an neue Aufgaben herantreten.

Zu Weihnachten 1899 fand in Bern zum ersten Male die Diplomierung treuer Dienstboten statt, ein sich seither alljährlich wiederholendes Fest, das die in der Stille geübte, treue Pflichterfüllung durch äussere Anerkennungszeichen ehrt. An den Winterabenden wurden Kochkurse für Frauen und Töchter abgehalten, zu denen sich später noch Kurse in Weissnähen und Knabenschneiderei gesellten.

Die Verwirklichung all der segensreichen Pläne der unermüdlichen beiden Kämpferinnen, Frau Oberst Keller und Frl. Berta Trüssel, verlangte aber immer energischer die Errichtung eines eigenen Heims, in dem die Gesamtarbeit konzentriert werden konnte. Dieser lebhafte Wunsch nahm unter vielen Sorgen und Rechenkünsten schliesslich wirkliche Gestalt an, und im Februar 1904 konnte man in das neue, schöne Haus einziehen, das ein sichtbares Zeichen der Opferwilligkeit und der freudigen, uneigennütigen Zusammenarbeit für das Wohl des Nächsten wurde. Den Abendkursen, die unter die Leitung einer eigenen Fortbildungsschulkommission gestellt wurden, gliederten sich noch Kurse für feine Küche an, die gleichfalls stets guten Besuch aufwiesen. Bedürftigen Frauen wurde Heimarbeit geschaffen durch Stricken von Socken, die vom eidgenössischen Militärdepartement beim Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein bestellt wurden und deren Verteilung lange Jahre Frau Oberst Krebs leitete.

Der rege Vorstand wendete nun sein Interesse auch ausserhalb der Schule liegenden Dingen zu und schloss sich in erster Linie dem Kampfe gegen die Tuberkulose an. Unter dem Vorsitze von Frl. Dr. Sommer wurde die Tuberkulosenkommission gegründet, die sich eine richtig organisierte Heimpflege zum Ziele setzte. Mitglieder dieser Kommission bildeten den „Arbeitsnachmittag“ zur Anfertigung neuer Wäsche für arme Kranke. Unendlich gross ist das Arbeitsfeld dieser Kommission geworden und viel Elend wird durch sie gelindert.

1907 übernahm die Sektion Bern Schule und Seminar auf eigene Rechnung vom Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein, der bis dahin Besitzerin, während die Sektion Bern Verwalterin war. Dem Verlangen vieler kleinerer, vorwärtsstrebender Gemeinden nach einer praktisch und theoretisch ausgebildeten Haushaltungslehrerin für den Fortbildungsschul-Unterricht entsprach die Sektion Bern durch Anstellung einer Wanderlehrerin, die in den verschiedenen Schulhäusern auf dem Lande hauswirtschaftliche Kurse abhielt, bis die betreffenden Gemeinden in der finanziellen Lage waren, eine eigene Haushaltungslehrerin zu engagieren. Vielen Schulkommissionen wurde dadurch über das immer noch nicht bestehende Obligatorium der Mädchenfortbildungsschule hinübergeholfen, und die Bevölkerung blieb besser bemittelten Gemeinden gegenüber nicht im Nachteil.

Dreimal seit ihrer Gründung lud die Sektion Bern zur Generalversammlung sämtliche Sektionen des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins nach Bern: 1895, 1901 und 1914. Die letzte Tagung fand in der Festhalle der unvergesslich schönen Landesausstellung beim Bremgartenwald statt, zu der der Alpen-

kranz herübergrüsste. Die Leistungsfähigkeit unseres Landes, deren Spiegelbild die Ausstellung wiedergab, machte alle stolz auf ihr Vaterland, und niemand wusste damals, wie bald diese Leistungsfähigkeit auf eine nie geahnte Probe gestellt werden sollte. Der Weltkrieg, der solch namenloses Elend im Gefolge hatte, kostete tausend schlummernde Kräfte aus, und besonders die Frauen wuchsen mit den ihnen gewordenen, schweren Aufgaben. Aber viele erfuhren nun an sich selbst, dass der gute Wille allein zur Arbeit nicht genügt; Arbeit will auch *gelernt* sein. Daraus erwuchsen der Sektion Bern wieder viele und grosse Aufgaben. Unentgeltliche Kochkurse für fleischlose Tage wurden abgehalten und von einer unerwartet grossen Menge Frauen besucht; Frä. Trüssel hielt hauswirtschaftliche Vorträge, um die Frauen aufzuklären und sie am rechten Orte zum Sparen anzuhalten. Einen grossen Stab freiwilliger Hilfskräfte beanspruchte die Zentralstelle für *Heimarbeit*, die durch Frau Edgar Munzinger im Herbst 1914 eröffnet wurde und gleich einen Ansturm von 300 arbeitssuchenden Frauen auszuhalten hatte. 90,000 Militärblusen, 25,000 Quartiermützen, etwa 60,000 Paar Socken, Patronentragbänder, Putzzeugtäschchen, Militärsäckchen, Unterwäsche, Hausschuhe und vieles andere waren die Aufträge des eidgenössischen Militärdepartements und des Roten Kreuzes, die eine Auszahlung von über Fr. 200,000 an Arbeitslöhnen ermöglichte. Der grösste Teil der arbeitssuchenden Frauen musste unterrichtet werden und viele sind durch die jahrelange, streng kontrollierte Arbeit zu tüchtigen Arbeiterinnen erzogen worden. Für die im Nordquartier wohnenden Frauen hatten sich Hilfskräfte nach einiger Zeit von der Zentralausgabestelle getrennt und unter dem Präsidium von Frau Oberst Beck-von Wattenwyl die „Arbeitsstube des Nordquartiers“ gegründet. Diese Arbeitsstube hat sich als Kommission der Sektion Bern angegliedert, wird von dieser subventioniert, arbeitet aber vollkommen selbständig und wäre als Arbeitsquelle für die arbeitssuchende Bevölkerung des Nordquartiers nicht mehr zu missen. — Grosse Arbeit leistete die Sektion Bern für die im Herbst 1915 dem Bundesrate überreichte *nationale Frauenspende*, die von Bern aus organisiert wurde. Dem intensiven Zusammenarbeiten der Mitglieder der Sektion Bern gelang es, die schöne Summe von Fr. 62,569.38 der Zentralkassierin übergeben zu können.

So kann die Sektion Bern an ihrem vollendeten 30. Lebensjahre auf eine reiche und vielseitige Tätigkeit zurückblicken und aus den Ergebnissen wieder Mut schöpfen zu neuen Taten zum Wohle der Nächsten. *F. Munzinger.*

Aus „Rund um die Erde“.

Von *Eduard Bächler.*

Monroe. Gehen wir von den Menschen zu ihren Behausungen über, die wohl wert sind, näher beschrieben zu werden, da ihre billige und rasche Herstellung auch bei uns Interesse finden dürfte.

Vom Fussteige aus führt ein schmales Zementband oder eine Treppe, wenn das Haus auf einer Erhöhung steht, zu der gedeckten Veranda (Porch), die zirka ein Meter über dem Erdboden steht. Das Haus besteht zumeist ganz aus Holz, doch wird für den Unterbau hin und wieder auch roter Backstein verwendet. Durch eine einfache Glastüre, über der ausser der Hausnummer auch oft die amerikanische Flagge hängt, tritt man in einen ganz kleinen Raum, der

zum Aufhängen der Überkleider dient. Eine weitere Türe führt uns in den sog. Parlour oder Wohnraum, der mit dem anstossenden grössern Wohnzimmer durch eine bis zwei Meter breite Öffnung, die zumeist ein Vorhang ziert, verbunden ist.

Die Ausstattung dieses Zimmers besteht aus einem breiten Sofa, einem Klavier, einem Grammophon und einigen gepolsterten Schaukelstühlen, in denen es sich besser sitzt, als im weichsten Klubsessel. Schöne Parkettböden sind in Amerika nicht zu finden, dagegen sind sämtliche Zimmerböden mit Teppichen belegt, die mit elektrischen Staubsaugapparaten leicht und schnell gereinigt werden können. Neben dem Wohnzimmer befindet sich das Esszimmer, das ebenfalls durch eine breite Öffnung mit ersterem verbunden ist. Diese drei Wohnräume können wie ein einziger benutzt werden, da sie nicht einmal durch Türschwellen voneinander getrennt sind. An das Esszimmer stösst die Küche, die mit dem kleinen, meist für Gas und Kohlen eingerichteten Ofen und der schneeweissen Abwaschvorrichtung mit kaltem und warmem laufendem Wasser sehr sauber aussieht. Vom Parlour aus führt eine geschlossene Treppe in den oberen Stock, der vier bis fünf Schlafräume enthält, sowie ein Badzimmer mit fließendem warmem und kaltem Wasser. In den Schlafräumen gibt es keine Waschvorrichtungen. Jedermann benutzt morgens und abends das Badezimmer, in dem auch alle Toiletten- und Reinigungsartikel aufbewahrt werden.

Vor den zweiteiligen Schiebfenstern sind feine Drahtnetze angebracht zum Abhalten der Fliegen und Mücken im Sommer. Die neueren Häuser haben zumeist Luftheizung, deren Heizkörper sich im Keller befinden und auch zur Erwärmung des Wassers dienen. Im Keller befindet sich die Waschküche, in der die elektrische Waschmaschine nicht fehlen darf.

Man mag nun sagen, dass wir uns in der Schweiz keine so kostspieligen Kücheneinrichtungen, Waschmaschinen und Staubsaugapparate leisten können, doch muss man bedenken, dass sich dadurch die amerikanische Frau eine Magd erspart. Die Durchschnittshaushaltung wird in Amerika ohne Hilfe von Dienstboten besorgt. Man kann sie überhaupt nicht oder nur gegen teures Geld finden und muss sich folglich anders zu helfen suchen. Der Hausherr besorgt zumeist das Heizen selbst und erweist sich auch in andern Dienstverrichtungen behilflich, wo die Hände der Hausfrau zu sehr leiden könnten.

Von aussen bieten die hellgestrichenen Häuser einen freundlichen Anblick. Innen sind sie wohnlich und geschmackvoll eingerichtet. An den Wänden hängt wenig herum und auf dem Klavier stehen höchstens einige hübsche Photographien von Verwandten und Freunden. Es sind nur so viele Möbel aufgestellt, dass für die Menschen auch noch genügend Raum vorhanden ist. Man hat hier das Gefühl, zu Hause zu sein und nicht in einem Altertumsmuseum zu sitzen.

Eigentümlich kommt es uns Europäern vor, dass wir in New York wie in Kalifornien, in Wisconsin wie in New Mexiko und in der Stadt wie auf dem Lande dieselben Häuser, dieselben Einrichtungen und dieselben Möbel finden. Dies kommt daher, weil sowohl Fenster und Türen, wie Möbel und Teppiche in allen Gegenden zumeist aus denselben grossen Fabriken stammen, die durch ihre Niederlassungen und Reisenden das ganze Land mit ihren Waren versorgen. Diese Fabriken liefern überhaupt keine geschmacklosen Waren, somit muss sich jedermann, habe er nun guten oder schlechten Geschmack, mit dem Gebotenen abfinden und seine Geschmacksrichtung danach einstellen. Wohl geht dadurch viel Originalität verloren, doch wird der Durchschnitt so gehoben, dass dieser Mißstand leicht verschmerzt werden kann. Dazu kommt der grosse Vorteil der

Billigkeit dieser Massenfabrikationsartikel, die jedem sparsamen Arbeiter gestattet, sein Heim schön einzurichten.

Auch der Farmer hat sein Wohnhaus, das in der Ausstattung demjenigen in der Stadt nicht nachsteht, etwas abseits von Ställen und Scheunen. Ich war zum Beispiel auf einer Farm in der Gegend zwischen Monroe und New Glarus zu Gast, in der ausser dem Grammophon und einem elektrischen Klavier auch noch eine Orgel zu finden war.

Die Einförmigkeit in der Einrichtung der Wohnungen mag auch der Grund dazu sein, dass in Amerika die Menschen weniger an ihren Möbeln und Behausungen hängen und daher leichter zum Wohnsitzwechsel geneigt sind. Wenn zum Beispiel der Beruf des Mannes einen andern Wohnsitz verlangt, wird selten das ganze Mobiliar mitgenommen. Zumeist werden die Möbel samt dem Hause an öffentlichen Steigerungen verkauft. In wenigen Stunden kann so der Besitzer seine ganze Habe veräussern. Am neuen Wohnorte wird wieder ein Haus mit Mobiliar auf gleiche Weise gekauft. Zügelwagen habe ich in Amerika nie begegnet. Kleinere Holzhäuser können auf nicht allzu grosse Distanz ganz transportiert werden.

In der Umgegend von Monroe wurden oft in einer Woche mehrere Steigerungen von Farmen abgehalten, an denen an einem Tage Wohnhaus, Scheunen, Ställe, Vieh und Vorrat verkauft wurden. Diese leichte Verkaufsmöglichkeit führt jedoch oft zu ungesunden Spekulationen.

Der amerikanische Farmer hat mit dem schweizerischen Bauer wenig Ähnlichkeit. Maschinen besorgen ihm den schwersten Teil der Arbeiten, und er wendet seine Aufmerksamkeit stark dem Markte zu. Auch er ist, wie jeder Amerikaner, nicht konservativ veranlagt und scheint Liebe für Abwechslung zu haben. Da er auf seiner grossen Farm (oft bis zu 100 Hektaren) mit seiner Familie ausserordentlich schwer arbeiten muss, weil er die nötigen Hilfskräfte nicht findet und er sehr isoliert lebt, verkauft er sein Gut, sobald er genug erspart hat, um in einem Städtchen der Umgebung einen andern Beruf zu ergreifen und ein beschaulicheres Leben zu führen.

Einförmig wie die Wohnungsausstattungen sind auch alle Gebrauchsartikel der Haushaltung, die Kleider der Männer wie diejenigen der Frauen. Massschneider gibt es wenige in Amerika, das meiste wird fertig gekauft und höchstens umgeändert. Geflickt und repariert wird nichts, weil alles billiger neu aus der Fabrik bezogen wird und dazu auch niemand Zeit hätte, da junge Mädchen, sobald sie aus der Schule sind, einem Berufe nachgehen und die Mutter im Haushalt genug zu tun hat. Ob ich in New York, in Monroe oder später in den Rocky Mountains die Schaufenster der Läden besichtigte, überall fand ich dieselben Sachen ausgestellt. Alles sind Produkte der Grossindustrie, die in wenigen Wochen von der Fabrik bis ins hinterste Tal gelangen.

Die Wahl.

Skizze aus dem Kinderleben. Von *Johanna Siebel*.

Die Mutter sass am runden Tisch in der Wohnstube und flickte eine kleine Bubenhose. Der achtjährige Richard lag in ihrer Nähe am Boden und liess den Bleistift über einen grossen Bogen Packpapier laufen; der fünfjährige Peter aber stand schon eine Weile untätig in schwerer Nachdenklichkeit am Fenster.

Augenscheinlich beschäftigte ihn irgend eine Sorge. Aber die Mutter wusste, dass er nicht gerne in seinen Gedanken gestört war, und so stellte sie keine Frage. Das Denken und Fühlen ihrer Kinder war ihr wertvoll. Ihre Seele ting die Erlebnisse mit ihnen auf wie in einem Spiegel und fand in der Gefühlswelt der Kleinen sehr häufig den Schlüssel zu Erkenntnissen für das Leben der Grossen.

Plötzlich richtete sich Peter aus seiner Versunkenheit empor und kam zur Mutter: „Gell, Mutter“, sagte er aufseufzend, „wir sind doch gar keine reichen Leute?“ „Nein“, bestätigte die Mutter, „wir sind gar nicht reich; aber darum musst du nicht ein so trauriges Gesicht machen; wenn man nur gesund und froh ist und schaffen mag, das ist die Hauptsache!“

Trotz dieser beruhigenden Worte füllten sich Peters braune Augen mit Tränen, und unberechenbar wie Kinder sind, bei denen man nie weiss, aus welchen Zusammenhängen ihnen unvermittelt die herbsten Kümernisse und die hellsten Freuden quellen, sagte er mit tiefem Vorwurf in dem zitternden Stimmchen:

„Aber, Mutter, wenn wir dann nicht reich sind, und ihr doch immer so viele Geschenke kauft zu den Geburtstagen und zu Weihnachten, so vergeudet ihr ja alles Geld, das wir haben, dann werden wir am Ende noch ganz, ganz arm und haben gar nichts mehr!“ Der kleine Peter sank förmlich in sich zusammen vor dem jäh auftauchenden Elend und dem Jammer der zukünftigen Möglichkeiten.

Die Mutter streichelte ihm die Wangen: „Musst nicht bange sein, Peterchen“, tröstete sie, „weissst, so schlimm wird es nicht, wie du denkst, und das Christkind und der Geburtstagsmann helfen ja auch ein wenig, und gar so einen Haufen Geschenke, wie du jetzt gerade tust, bekommt ihr doch auch nicht“. Peter nickte erleichtert; seine Gedanken sprangen auf andere Bahnen und zweifelnd sagte er erleichtert: „Mutter, das mit dem Geburtstagsmann und dem Christkind, das kann ich mir gar nicht so richtig vorstellen; ich glaube immer, da stimmt etwas nicht ganz. Du hast gesagt, ein Leiterwagen sei viel zu teuer; wenn das Christkind richtig hülfe, dann würde er gewiss nicht zu teuer! Und ein Leiterwagen ist doch eine Hauptsache!“ Die Mutter lachte: „Siehst du wohl, was du für ein Bub bist! Soeben klagst du, wir kaufen zu viele Geschenke, und nun findest du, es hätte eine Hauptsache gefehlt! Aber ich will dir einen Vorschlag machen, Peter: du störst die Mutter nicht mehr so häufig beim Schreiben und kommst nicht jeden Augenblick: „Mutter, hör!“, „Mutter, mach!“, „Mutter, komm!“ und rutschest nicht mehr so auf dem Boden und zerreissest nicht mehr so viele Höschen und Strümpfe; dann bekommt die Mutter unermesslich viel Zeit und kann dem Vater helfen Geld zu verdienen, indem sie Gedichte und Geschichten schreibt. Möglicherweise langt es alsdann doch einmal für einen Leiterwagen!“

Während die Mutter so sprach, tat es ihr eigentlich fast leid, dergestalt dem Kind ihre Kunst als nüchternen Gelderwerb hinzustellen; aber vielleicht erhielt dadurch der kleine Peter ein höheres Einsehen für künstlerisches Schaffen. Sie empfing jedoch alsbald eine Zurechtweisung.

Während ihrer Worte schienen mit einem Male wunderbare Vorstellungen Peter zu beseligen. Sein Gesichtchen begann zu strahlen; aufjubelnd schüttelte er die blonden Haare und rief: „Erst noch, Mutter, dann machst du einen Gedichtladen und wirst eine Gedichtverkäuferin! Und ich ziehe dir die Schnüre durch die Gedichte und helfe dir auch beim Aufhängen; weissst, genau so wie

in einem Wurstladen! Dann verkaufst du tausend Stück Gedichte an einem Tage! Sicher!“

Die Mutter verzog den Mund; das war ja eine eigenartige und etwas bittersüsse Verquickung von Poesie und Prosa: ein regelrechter Gedichtladen nach der Anlage eines Wurstladens! Die Frage tauchte in ihr auf, was Peter denn belieben würde, an Stelle des gebräuchlichen Schweinekopfs in das Schau-
fenster zu bringen. Aber das hätte unfehlbar die Unterhaltung vom Wesentlichen abgelenkt, und so meinte sie nur ein wenig gedehnt in Peters kühne Hoffnungen: „Ja, glaubst du denn, dass sich ein Gedichtladen wirklich verlohnt? Und willst du deshalb die Gedichte aufhängen wie Würste, weil du denkst, dass einer Gedichte dann eher kauft? Vielleicht stellst du es dir als vorteilhaft vor, zur Anlockung der Käufer einige Würste zwischen die Gedichte zu hängen?“

Peter machte eine ungeduldige Miene; offenbar verstand ihn die Mutter nicht ganz, und eifrig sagte er: „Nein, ich meine nur Gedichte, oder etwa noch ein Buch; du kannst ja auch Bücher schreiben, Mutter, und verkaufen. Ich helfe dir schon beim Zusammenpacken; ich kann gut Päckli machen!“ Peter war ganz begeistert von Betätigungsdrang und Erwerbsmöglichkeiten.

Die Mutter staunte. Ihr Sohn verstand wirklich einen ausgesprochenen Realismus mit einem beglückenden Idealismus zu verbinden! Aber ob nicht nach echter Kinder- und Menschenart im entscheidenden Augenblick sein Materialismus die Führung übernehmen würde? Sie konnte es nicht unterlassen, eine kleine Probe in dieser Richtung bei Peter selber zu machen, und so sagte sie leicht-
hin: „Stelle dir vor, Peter, du hättest ein paar Batzen, und du dürftest dir etwas kaufen, was würdest du wählen: ein Gedicht oder eine Wurst?“

Peter gab eine ausweichende und etwas gekränkte Antwort: „Ich habe doch gesagt, Mutter, dass keine Würste in dem Gedichtladen hängen sollen; nur Gedichte oder höchstens noch Bücher!“

Aber die Mutter liess nicht nach; ihr war es auf einmal sehr interessant, in der besonderen Welt und Lebensauffassung ihres Bubens die Welt und Lebens-
auffassung im allgemeinen kennen zu lernen, und sie sagte: „Wenn gerade neben dem Gedichtladen ein Wurstladen wäre, und du ständest ganz alleine davor, was würdest du dann kaufen?“

Der kleine Peter liess sich nicht so leicht verwirren; er war ein Lebens-
künstler: „Ein Gedicht und eine Wurst!“ sagte er mit triumphierender Über-
zeugung.

Doch auch die Mutter blieb beharrlich: „Aber wenn du nur so viel Geld hättest, um entweder nur ein Gedicht oder nur eine Wurst zu kaufen, was kauftest du dann?“ forschte sie.

Ein schwerer Seufzer hob Peterchens Brust; so grausame Fragen sollten Mütter gar nicht stellen. In Gedanken sah er sich vor den beiden Läden stehen, gerade an der Grenz-
wand, und die Versuchung riss ihn hin und her: Gedicht — Wurst; Gedicht — Wurst! Sie verkörperten für ihn Liebe und Materialismus, Zukunftshoffnungen und nahen Genuss! Peter duckte das Köpfchen zwischen die Schultern, warf einen unbeschreiblichen Blick auf die Mutter, weil sie ihn in solche Qualen trieb und sagte leise, kaum hörbar: „Ein Gedicht!“

„O Peter, du Heuchler!“ sagte die Mutter. Da mischte sich Richard in das Gespräch; er hatte schon lange seine Zeichnung verlassen, und sich, beide Hände in den Hosentaschen, der Unterhaltung zugesellt: „Mutter“, sagte er mit Überzeugung, „das hat der Peter doch nur gesagt, um deine Gedichte zu

ehren, und dass du ihn dann noch lieber hast. Er ist ein Schmeichler, Mutter, so was meint er natürlich nicht ehrlich; aber du hättest auch nicht so eindringlich fragen sollen; er hat mich ganz gedauert“.

Die Mutter nickte lächelnd; ihr strömten ja da zweifache Quellen der Erkenntnis.

Sie wandte sich wieder zu Peter, legte ihm die Hände unter das Gesichtchen und schaute ihm liebevoll in die Augen, in denen es nach des grossen Bruders Worten verräterisch zu blinzeln begann. „Dann sage mir einmal aufrichtig, Peter, was würdest du dir kaufen, wenn du einen Batzen hättest: Ein Gedicht oder eine Wurst? Weisst, es kränkt mich nicht!“

„Eine Wurst!“ sagte da Peter förmlich erlöst und mit seligem Aufleuchten. Der Bann war gebrochen; jeder Zwiespalt aus seinem Wesen gewichen. Und wieder zeigte sich Peter als echter Lebenskünstler, indem er fragte: „Aber Mutter, gibst du mir denn jetzt auch sofort die Batzen für die Wurst? Weisst du, wenn man von Wurst spricht, dann gelüstet es mich halt so; dann läuft mir der Hunger im Mund auf und ab!“

Und der Gedichtladen? dachte die Mutter, und der Leiterwagen? Sie sagte indessen kein Wort mehr davon. Was sollte sie ihren Peter plagen? Sie gab ihm einen Fünzfinger, und so hatten die Buben als zunächst beteiligtes Publikum einen greifbaren Vorteil von der Selbstlosigkeit der Dichtkunst, die als tiefstes und schönstes Kleinod immer und unter allen Umständen die Sehnsucht nach Beglückung in sich trägt.

Vom Büchertisch.

Rund um die Erde. Erlebtes aus Amerika, Japan, Korea, China, Indien und Arabien von *Eduard Bächler*. Mit 40 Kunstdruckbildern nach photographischen Aufnahmen. 259 Seiten. In Leinwand gebunden Fr. 6.80. Verlag A. Francke, Bern.

Wer sich einen Hochgenuss gönnen will, der greife zu Eduard Bächlers Buch und reise, behaglich in den Lehnstuhl geschmiegt, im Geiste mit dem Verfasser rund um die Erde. Eine köstliche Fahrt ist es, die sich da unter jugendfrischer Führerschaft vollzieht. Von keiner Voreingenommenheit und keiner Traditionssucht beschwert, nur von Lust und Freude am Schauen und Beobachten fremder Länder und fremder Menschen erfüllt, geht es immerdar vorwärts von Ost nach West, bis der Ring der Reise sich schliesst. Da und dort weilt der Verfasser zur kurzen oder längern Rast. Was ihm auffällt und was ihm besonders wohl gefällt, das schildert er ohne viel Drum und Dran, so dass man den Eindruck bekommt: das ist Wahrheit, so und nicht anders muss es sein. Oft bricht ehrliche Begeisterung für fremde Eigenart und Sitte durch, und es ergibt sich wohl ein Vergleich zu ungunsten unseres hart mitgenommenen, müden Europa, wo sich noch so manche modrige Winkel — geistige und wirkliche — finden, denen ein kräftiger amerikanischer Luftzug not täte. — Aber trotz alledem ist der Berner Weltreisende gerne wieder zurückgekehrt in die kleine Welt der Heimat, mit der sich nichts in der weiten Ferne vergleichen lässt.

Das Buch wirkt spannend von Anfang bis zu Ende. Eine besondere Bedeutung kommt dem Abschnitt über die *Entwicklung einer Schweizerkolonie in*

Wisconsin zu; sie verdankt ihre Entstehung einer im Jahre 1844 im Glarnerland herrschenden grossen Not, welche die Bewohner zur Auswanderung zwang. — Freude bereiten die vielen schönen Bilder, die sich dem Text trefflich anpassen. Das Buch weist überhaupt eine ungewohnt gediegene Ausstattung auf im Vergleich zu den kriegsarmen Werken, die so lange den Büchermarkt beherrschten. — Eltern, legt das ausgezeichnete Reisebuch auf den Ostertisch der Jugend; es wird als eine würzige und gesunde geistige Kost helle Begeisterung auslösen!

Der Bericht über den zweiten schweizerischen Kongress für Fraueninteressen.

Preis Fr. 8 50. Zu beziehen durch die Buchdruckerei Stämpfli, Hallerstrasse, Bern.

Der Titel des stattlichen Bandes sagt im Grunde genommen zu wenig für das, was sich dahinter verbirgt; er lässt die Meinung aufkommen, es handle sich lediglich um die übliche protokollmässige Berichterstattung über Vorbereitung, Organisation und Verlauf des Kongresses im Herbst 1921, um Mitteilungen, die sich vor allem an die Teilnehmerinnen und Veranstalterinnen wenden. Dem ist aber nicht so. Der Inhalt des Buches zeigt sich im wesentlichen selbständiger Art und liesse sich sehr wohl unabhängig vom Kongress veröffentlichen. Die Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung bis auf die Gegenwart, die in zwei Abschnitten von Dr. Emma Graf und Emilie Gourd eine sorgfältige Darstellung erfährt, bildet an sich allein schon eine wertvolle Veröffentlichung, auf die man immer wieder zurückgreifen wird, wenn man sich orientieren will. Durch die unverkürzte Wiedergabe sämtlicher Referate des Kongresses wird sodann ein Bild des weiten Gebietes schweizerischer Frauenarbeit und Fraueninteressen geboten. Das macht das Buch zu einem kostbaren Besitz für *alle Frauen*; denn jede findet darin etwas, das sie angeht, das ihr Anregung und Förderung bringt. Hauswirtschaft, Berufsleben, Erziehungsarbeit, soziales und öffentliches Wirken der Frau werden da mit derselben Einsicht und Sachkenntnis besprochen. Wünsche und Anregungen treten zutage und suchen den Weg zur Verwirklichung. Es sei auch erwähnt, dass der Band ein recht umfangreiches Verzeichnis von Frauenliteratur enthält, das wir Verlag und Buchhandlung von Dr. A. Francke, Bern, verdanken. Es erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, kann aber trotzdem vielen als Wegleitung dienen. Als eigenartiges geistiges Dokument dürfen wir das Kongressbuch allen empfehlen, die Sinn haben für das, was die Frauen der Gegenwart bewegt und was sie erstreben, für das auch, was Frauen bereits erreicht haben. Der weiblichen Jugend, die auf Ostern die Flügel hebt zum verheissungsvollen Flug in die Selbständigkeit, ihr wünschen wir es als Angebinde; was darin steht von Frauenberufen, von sozialer Arbeit, namentlich auch auf den Gebieten der Jugendfürsorge, das sollen unsere reifern Mädchen kennen und sich darnach richten.

Der Kongressbericht ist auch in seiner äussern Ausstattung Frauenwerk, stammt doch der hübsche, farbige Umschlag aus der Lenotypie von Frl. Billon in Bern. — Es sei uns zum Schluss gestattet, darauf hinzuweisen, dass der Bericht von den unermüdlichen Sekretärinnen des Kongresses, Frau Dr. *Leuch* und Frau *Elisabeth Rothen*, zusammengestellt wurde; sie setzten damit der grossen Arbeit, die sie für den Kongress leisteten, die Krone auf. Ihnen sei dafür an dieser Stelle herzlicher Dank und Anerkennung ausgesprochen! *J. Merz.*

Zum Mittagessen

gehört eine gute Suppe; sie bildet die Grundlage der Mahlzeit. Gute, wahrschafte Suppen bereitet man aus **Maggi's Suppenwürfeln**, deren vorzügliche Qualität auf der Reinheit und sorgfältigen Behandlung der dazu verwendeten Rohprodukte beruht. **Maggi's Suppen** sind in Stangen von 5 Würfeln verpackt. Diese Packung ist die eigentliche **Haushaltungspackung**; sie schützt den Inhalt am besten.

449

Koch- und Haushaltungsschule Weggis

Kursdauer während 4 Monaten

Kursbeginn je Januar, Mai, September

446

—] Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin —

Home pour jeunes filles

Coq d'Inde 5] **Neuchâtel** Coq d'Inde 5

Heim des Vereins der Freundinnen junger Mädchen für stellensuchende Mädchen und für junge Arbeiterinnen, Angestellte und Schülerinnen. Pensionspreis Fr. 90—100 monatlich.

Die Wahl eines gewerblichen Berufes Die Berufswahl unserer Mädchen Wegleitung für Eltern, Schul- u. Waisenbehörden

Beide Schriften sind herausgegeben von der Kommission für Lehrlingswesen des Schweizer. Gewerbeverbandes
Einzelpreis 30 Cts. Partienweise, von 10 Exemplaren an, zu 15]Cts.

Verlag der Buchdruckerei Böhler & Co., Bern.

≡ DRUCKSACHEN ≡

für den Geschäfts- und Privatverkehr liefert
in kürzester Frist und sauberer Ausführung

Buchdr. Böhler & Co., Bern

Durch Kauf von 1 Serie

LOSE

mit 1 bis 2 sichern Treffern u. Vorzugslos à Fr. 10 oder Einzellöse à Fr. 1
des **Krankenhaus Aarberg**
kann man Barsummen von

Fr. 50,000

20,000, 5000 usw.

gewinnen.

Reicht dem Glücke die Hand und bezieht einige Lose dieser Wohltätigkeitslotterie. Versand gegen Nachnahme durch die

Los-Zentrale, Bern

Passage v. Werdt Nr. 29.

Wernle's

Putzpulver

sind unübertroffen!

Greifen das Metall nicht an!

Kupferputz	jedes Paket 50 Cts.
Messerputz	
Silberputz	
Aluminiumputz	

Überall erhältlich!

A.-G. vormals
Drogerie Wernle & Co.
Chem.-techn. Laboratorium
Zürich

Privatschule v. Frl. Widmer

Witikonstrasse 53 **Zürich 7** Telephone H. 29.02

Internat und Externat 405

3 monatliche Haushaltungskurse - 6 wöchentliche Kochkurse

Hüten Sie sich vor Tee, Kaffee und Alkohol, die das Herz vorzeitig abnützen. — Verwenden Sie Kathreiners Kneipp Malz-kaffee im Haushalt, ein gesundes, seit 30 Jahren bewährtes Produkt. 448

Berner-Leinwand

Bett-, Tisch-, Toiletten-, Küchenwäsche in Leinen, Halbleinen und Baumwolle, Spezialität:

Brautausstattungen

liefern in anerkannt vorzüglichen Qualitäten 440

Müller-Stampfli & Cie., Langenthal

Nachfolger von Müller-Jäggi & Cie.

Telephon Nr. 23 Gegründet 1852 Muster umgehend

||  Um Verwechslungen mit einer hiesigen ähnlich lautenden Firma vorzubeugen, bitten wir, Korrespondenzen genau an obige Adresse zu richten. ||

SOOLBAD

Rheinfelden

Vorzügliche Heilerfolge bei Herz- und Nervenleiden, Frauen- und Kinderkrankheiten, Gicht und Rheumatismus, Rekonvaleszenz. Befragen Sie Ihren Arzt. Prospekte durch

Hotel Schützen	11.— bis 14.50	Hotel Ochsen	8.— bis 9.50
Hotel Krone	11.— bis 14.—	Hotel Schiff	8.— bis 9.50
Hotel Drei Könige	9.— bis 11.50	Hotel Bahnhof	7.50 bis 9.—
450	Pension Eden	9.50 bis 11.50	(P 900 Q)

Haushaltungsschule

Chailly ob Lausanne

Anfang des Sommerkurses

1. Mai

Praktischer und theoretischer Unterricht

Referenzen und Prospekt bei der Direktion zu verlangen.

Kauft Schweizer Fabrikat!



Bequeme monatliche Zahlung
Verlangen Sie illustr. Katalog

Schweiz. Nähmaschinen-Fabrik
Luzern

Marmorplatten

als Wallbrett in der Küche sehr geeignet, liefert in jeder Dimension 436

R. Zuber

Marmorwerk
Goldach.

Kleider, Decken, Storen usw. werden in gewünschten Farben-Abstufungen wasserdicht gefärbt.

J. F. Laederach

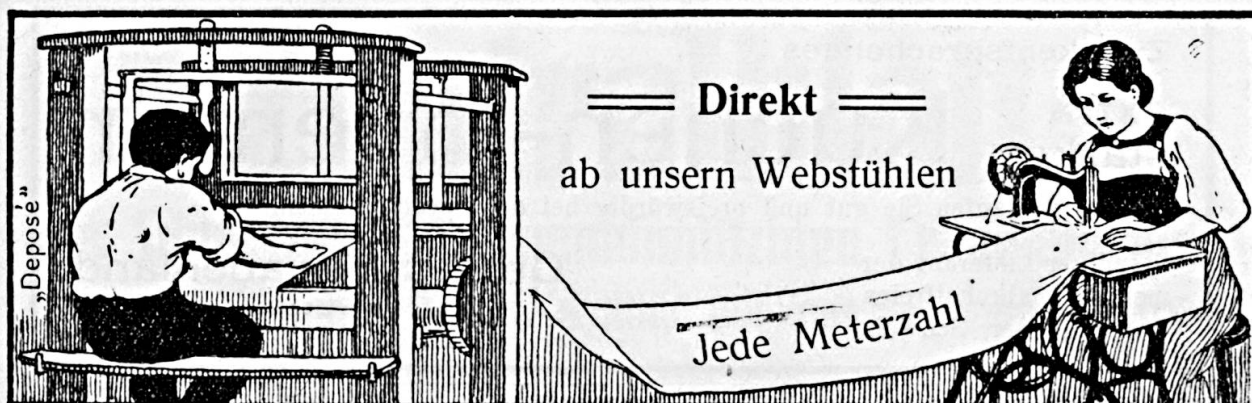
Wasserdicht-Färberel

in Herzogenbuchsee

Zürich 1912 — Bern 1914

Diplome I. Klasse.





Beste Berner Leinwand

Rein- und Halbleinen

Leintücher, Kissenleinen, Tischtücher
Servietten, Toilettetücher, Handtücher
Küchen- und Gläsertücher, Schürzen
:: Bazins und Damast zu Anzügen ::
:: :: Baumwolltücher usw. usw. :: ::

Müller & Co., Leinenweberei

Langenthal, Kt. Bern

Langjährige Lieferanten vieler Verwaltungen, Anstalten und Spitäler

Spezialität: Brautaussteuern

Wir lassen grundsätzlich keine Privaten durch Reisende besuchen und bitten, unsere reichhaltigen Musterkollektionen zu verlangen. Dies ermöglicht eine ruhige, unbeeinflusste Auswahl und billigste Preise.

Vernähen, Sticken und Waschen wird auf Wunsch billigst besorgt.

(Gefälligst genaue Adresse, um Verwechslungen zu vermeiden!)

Zweckentsprechendes

extra
starkes

Küchen-Inventar

kaufen Sie gut und preiswürdig bei der Spezialküchenfirma

Ständiger Lieferant der
meisten alkoholfreien
Betriebe der Schweiz

Gebr. Schwabenland
Zürich

Verlangen Sie

die Erdnußcrème „Phag“

Seit 25 Jahren im Gebrauch mit bestem Erfolg. Ersetzt vorteilhaft die Tafelbutter. Angenehm im Geschmack. Nicht zu verwechseln mit ähnlichen Produkten.

In allen bessern Spezialegeschäften erhältlich. Wo nicht, direkt von der

Hygienischen Nahrungsmittelfabrik „Phag“
in **Gland** (Waadt)

zu beziehen.

415

Gesucht

junge, nette

Tochter

aus guter Familie als Stütze der Hausfrau und zur Besorgung der Wirtschaft. Sollte auch etwas vom Kochen verstehen.

Schwandschülerin sehr erwünscht. — Familienanschluss, schöner Lohn. Eintritt anfangs April. Magd vorhanden.

Offerten sind zu richten an

Frau Burkolter, „Bären“,
Bätterkinden.

Van Houten's Cacao



GOLD-
ETIKETTE



BRAUNE
ETIKETTE

**Der beste
und ausgiebigste im Gebrauch.**

General-Depot
f. die Schweiz:

Jean Hæcky Import A.-G., Basel